

HEYNE <

DAS BUCH

Es sind üble und elende Zeiten für den Mann ohne Namen und seine Krimibuchhandlung »Kein Alibi«, seit jeder seine Bücher im Internet kauft. Auch privat läuft es gerade nicht so gut: Seine Gelegenheitsfreundin macht ihn beharrlich für ihre Schwangerschaft verantwortlich, obwohl sie immer noch keinen amtlichen DNA-Test beibringen konnte. Da ist es für den passionierten Hobbydetektiv eine willkommene Ablenkung, dass die Frau des schrulligen Schriftstellers Augustine Wogan verschwunden ist und höchstwahrscheinlich umgebracht wurde. Zuletzt gesehen wurde sie auf dem OP-Tisch des bekannten Schönheitschirurgen Dr. Yeschenkov. Unser Buchhändler nimmt die Ermittlungen auf und hat bald eine ganze Reihe schwieriger Rätsel zu lösen. Zum Beispiel dieses: Ist es gesund, Detektiv zu spielen, wenn der Hauptverdächtige gern mit dem Skalpell hantiert?

Das haarsträubende dritte Abenteuer des beliebtesten Krimibuchhändlers von Belfast.

DER AUTOR

Colin Bateman, geboren 1962, arbeitete als Journalist, Kolumnist und Drehbuchautor. Inzwischen hat er eine Reihe Romane für Erwachsene, aber auch einige Kinderbücher geschrieben und lebt mit seiner Frau und seinem Sohn in Bangor, Nordirland. Sein Roman *Divorcing Jack* wurde 1998 verfilmt.

Besuchen Sie den Autor im Internet unter www.colinbateman.com

LIEFERBARE TITEL

Ein Mordsgeschäft
Hundeelend

COLIN BATEMAN

VOLLNARKOSE

Aus dem Englischen von
Alexander Wagner

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe

DR. YES: BEAUTY IS IN THE EYE OF THE BEHEADER

erschien 2010 bei Headline Publishing Group, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*

liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 04/2013

Copyright © 2010 by Colin Bateman

Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2013

Redaktion: Tamara Rapp

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43650-3

www.heyne.de

Für Andrea und Matthew

1

Es waren üble und elende Zeiten.

Frühling lag in der Luft, was an sich schon deprimierend genug war wegen der Pollen, Bienen und Fledermäuse; zusätzlich aber vermieste mir meine Gelegenheitsfreundin das Leben mit ihrer Schwangerschaft, für die sie mich beharrlich verantwortlich machte, obwohl sie immer noch keinen amtlichen DNA-Test dafür hatte beibringen können. Sie jammerte und klagte und kritisierte mich – alles Teil ihres bizarren Versuchs, einen besseren Menschen aus mir zu machen. Gleichzeitig störte es sie offensichtlich wenig, dass sie beständig an Gewicht zulegte. Sie hatte jetzt ein kleines Doppelkinn, was sie auf ihren Zustand schob, ich hingegen auf Maltesers Schokokugeln. Es gab eindeutig keine Zukunft mehr für uns. Weitere schlechte Nachrichten waren, dass Belfasts Leserschaft bei Buchkäufen immer noch das Internet dem Kein Alibi vorzog, dem besten Krimibuchladen der Stadt, während meine Teilzeitbeschäftigung als Privatermittler, die mir ein paar Nebeneinnahmen hätte bescheren können, kürzlich einen herben Rückschlag erlitten hatte, wovon mir ein schlechter Nachgeschmack geblieben war, der sich möglicherweise aber auch einer Fünf-Minuten-Terrine verdankte.

Ich will Sie hier nicht weiter mit den Details des *Falls der verführerischen Süßigkeiten* langweilen, nur so viel soll gesagt sein: Selbst wenn die Umstände für die betroffene Familie höchstwahrscheinlich belastend waren, begann alles recht harmlos. Bis ich mich einschaltete. Der Besuch einer hiesigen Mittelschule war für den dreizehnjährigen Mark zur Tortur geworden, weil jemand auf eine Toilettenwand folgenden Graffitispruch geschrieben hatte:

*Mark Bruce zieht für eine Tüte
Dolly-Lakritzmischung die Hose runter*

Die Schule hatte die Schmiererei sofort entfernen lassen, aber sie tauchte immer wieder an verschiedenen Orten auf. Schulen sind dafür berüchtigt, dass sie solche Vorfälle entweder vertuschen oder nach internen Lösungen suchen, doch ein hiesiger Süßwarengroßhändler kam dem zuvor. Dem Mann war aufgefallen, dass immer mehr Kinder in seinen Läden ein »Päckchen Bruce« verlangten statt eine Dolly-Mischung, und da er eine Art Monopollstellung für dieses Produkt besaß, befürchtete er, sein Geschäft könne dauerhaften Schaden nehmen. Zweifellos hatte der Mann von meinen jüngsten Erfolgen bei der Jagd auf Graffitikünstler gehört, etwa im *Fall des Schwanzköpfigen Mannes* oder im *Fall der Schwuchtel auf der Überführung*, daher wurde ich angeheuert, den Schuldigen ausfindig zu machen. Was nicht weiter schwer war. Kinder sind bekanntermaßen kleine Petzen. Ich brauchte nur die richtige Menge Druck anzuwenden, schon deuteten sie mit ihren schmutzigen kleinen Fingern auf einen wei-

teren dreizehnjährigen Jungen, der, wie sich herausstellte, diese hinterhältige Kampagne nicht nur aus Spaß am Quälen von anderen oder aus angeborener Bösartigkeit gestartet hatte, sondern aus Eifersucht und aus Rache. Er war kürzlich in den Stimmbruch gekommen, woraufhin sich die Zuneigung eines seiner Lehrer schnell auf einen Klassenkameraden mit hellerer Stimme verlagert hatte. In der Folge stellte ich einen fünfunddreißigjährigen Geografielehrer bloß – natürlich nur bildlich gesprochen. Ich bin mir sicher, dass er in dieser Stadt nie wieder eine Anstellung bekommen wird. Offenkundig hat er mittlerweile einen Posten südlich der Grenze angenommen. Wie auch immer, der Süßwarengroßhändler war keineswegs erfreut über meine Enthüllungen; er fürchtete, im Falle eines Prozesses könnte die Geschichte überall in den Zeitungen und im Internet Wellen schlagen und damit seine Süßwaren weiter ins Lächerliche ziehen, weswegen er sich schlankweg weigerte, mich zu entlohnen. Ja, ich habe sogar den Verdacht, dass er dem Lehrer dabei half, seiner gerechten Strafe zu entgehen. Zwar waren sie charakterlich sehr verschieden, aber so wie schon die Japaner und die Nazis im Zweiten Weltkrieg eine Achse des Bösen gebildet hatten, verfolgten die beiden letztendlich das gleiche Ziel, nämlich das Verderben von Kindern, und so schien es mir nur allzu naheliegend, dass sie ihre gegenseitige Abneigung unterdrückten und gemeinsame Sache machten.

An einem Frühlingstag, an dem sich weit und breit kein Kunde zeigte, saß ich also hinter meiner Ladentheke, wobei mir Alison, meine schwangere Freundin und ihres Zeichens Modeschmuckverkäuferin, und Jeff, mein Aus-

hilfs-Buchkistenschlepper und seines Zeichens Amnesty-International-Aktivist und Anhänger von Verschwörungstheorien, Gesellschaft leisteten. Wir debattierten über Verbrechen und Strafe. Der pädophile Lehrer war zwar vor dem Zugriff der Justiz außer Landes geflüchtet, dennoch versuchten wir zu bestimmen, welche Strafe für ihn angemessen gewesen wäre, hätte man ihn rechtzeitig dingfest machen können. Die üblichen Verdächtigen hatten wir bereits verworfen – Psychotherapie und chemische Kastration – und waren stattdessen zu physischer Gewalt übergegangen, ausgeübt durch metallische Gegenstände, die geschwungen wurden.

»Ein Klauenhammer«, war Alisons Vorschlag. Sie deutete auf ihre Stirn, auf die Schläfe und auf ihre Nase und sagte: »Hier, hier und hier.«

Ich widersprach. Mir fielen spontan geeignetere Hämmer ein. Beispielsweise ein Vorschlaghammer oder ein Presslufthammer oder ein Dampfhammer oder ein hydraulischer Schwanzhammer oder ein Kugelhammer für schwere Metallarbeiten; ein Richterhammer erschien ebenfalls angemessen, und auch ein Schmiedehammer könnte natürlich einigen Schaden anrichten. Letztendlich hing alles davon ab, welche Art von Verletzung man zufügen wollte. Ich erklärte, dass die Höhe der Energie, die durch den Hammer Schlag auf den Zielbereich übertragen wurde, der Hälfte der Masse des Hammerkopfs mal seiner Geschwindigkeit im Quadrat zum Zeitpunkt des Aufpralls entsprach. Die korrekte Formel dafür lautete:

$$E = mv^2 : 2$$

Alison und Jeff starrten mich eine Weile lang an, dann sagte Jeff: »Also, ich persönlich fände es eine viel bessere Strafe, wenn wir rohe Steaks auf seinen Körper kleben und ihn dann in haifischverseuchte Gewässer werfen würden.«

»Steaks sind zu teuer«, erwiderte Alison erstaunlich rasch, was Gutes für ihre zukünftige Hausfrauen- und Mutterrolle verhieß. »Besser, man verwendet Suppenfleisch«, fügte sie hinzu. »Oder Hackfleisch. Hackfleisch ist relativ billig.«

»Aber du hättest vermutlich gewisse Schwierigkeiten, das Hackfleisch an seinem Körper zu befestigen«, bemerkte Jeff. »Du müsstest es in der Originalverpackung lassen, weißt du, mit dem Styroporbehälter und dem Zellophan. Und wie würden die Haie es dann wittern?«

»Ein bisschen Blut sickert immer aus der Packung«, sagte Alison. »Beim mir im Kühlschrank tut es das jedenfalls.«

»Aber vielleicht würden sie gar nicht davon angelockt. Vielleicht mögen Haie nur menschliches Blut. Möglicherweise stehen sie nicht auf Kuhblut. Ich meine, hat ein Hai je eine Kuh gefressen?«

Die beiden blickten zu mir, der unerschöpflichen Quelle allen Wissens.

»Möglicherweise haben sie schon Seekühe gefressen«, sagte ich.

»Kann man eine Seekuh melken?«, fragte Jeff.

»Und ist die Milch dann salzig?«, fragte Alison.

»Sie sehen ganz anders aus als unsere Kühe«, sagte ich, auch wenn sie das möglicherweise bereits wussten. »Sie sehen mehr wie Seehunde aus.«

»Kann man einen Seehund melken?«, fragte Jeff.

»Klar, wenn sie Junge haben«, sagte Alison.

»Wir schweifen vom Thema ab«, sagte ich.

Beide nickten.

»Okay«, sagte Jeff. »Können wir uns also darauf einigen, dass wir den Pädophilen mit Klebeband an einen Seehund fesseln und ihn dann in haifischverseuchte Gewässer werfen?«

Alison strich zu Recht heraus, dass man dazu zunächst einen Seehund fangen müsse. »Ich nehme an, man könnte einen von einem Zirkus oder einem Zoo ausleihen. Einen trainierten Seehund. Einer, der einen Ball auf der Nasenspitze balancieren kann. Er könnte eine kleine Show abziehen, um den Hai anzulocken, weil vielleicht noch nicht genug Blut aus dem Hackfleischpäckchen gesickert ist, und selbst wenn, ist es möglicherweise bereits von den Gezeiten und der Strömung weggetragen worden.«

Ich fasste zusammen. »Wir kleben dem Pädophilen also das Hackfleisch drauf und befestigen dann den Pädophilen an dem Seehund?« Alison und Jeff nickten begeistert. Ich lächelte. Der Fehler in ihrer Argumentation war offensichtlich. »Wenn das Ganze eine Strafe für den Pädophilen sein soll, und ihr klebt ihm das Hackfleisch drauf und bindet ihn dann an den trainierten Seehund und werft ihn anschließend in haiverseuchte Gewässer – glaubt ihr nicht, dass der Pädophile längst ertrunken ist, bevor der Hai von der Show erfährt und dabei zusehen kann, um zu guter Letzt den Pädophilen und den Seehund zu zerfleischen? Ist das nicht ein riesiger Aufwand dafür, dass er in weniger als einer Minute ertrinken wird?«

Alison blickte verdutzt. Jeff ebenfalls, aber plötzlich erhellte sich seine Miene. »Du vergisst Folgendes: Der Seehund und der Pädophile könnten sich leicht in Netzen verfangen.«

»Was? In Fischernetzen, meinst du? Wie soll das ...?«

»Nein, nein, nein – die Atlanter.«

»Ach, die Atlanter. Und wer, bitte, soll ...«

»Die Bewohner von Atlantis. Wenn die Atlanter einen an einen Seehund gefesselten Mann entdecken, dann werden sie ihn retten. Sie werden denken, dass wir ziemlich barbarisch sind, weil wir einen Mann mit Hackfleisch bekleben, ihn an einen Seehund fesseln und ihn in haiverseuchte Gewässer werfen. Sie hassen uns bereits wegen der Umweltverschmutzung und der Schleppnetzfisherei; das würde ihr negatives Bild von uns nur bestätigen.«

»Ja, möglicherweise haben sie ein negatives Bild von uns«, sagte Alison. »Aber das heißt noch lange nicht, dass sie Pädophilie billigen.«

»Vielleicht haben die Atlanter kein Gesetz dagegen«, sagte Jeff. »Vielleicht sind sie sehr liberal, so wie die Holländer. Außerdem wissen sie ja nicht, dass er ein Pädophiler ist. Er wird es ihnen wohl kaum gestehen, selbst nachdem er Atlantisch gelernt hat. Er wird vermutlich behaupten, er wäre das Opfer eines Justizirrtums geworden.«

»Schützt Amnesty International jetzt auch Pädophile?«, fragte ich.

»Nein, ich will nur darauf hinweisen, dass er ihnen nicht verraten wird, was er getan oder nicht getan hat.«

»Wir müssten den Seehund einweihen«, sagte Alison. »Sie könnte es ihnen verraten.«

»Sie?«

»Absolut. Man bräuchte für diese Mission ein Geschlecht, auf das man sich verlassen kann. Und die Atlanter haben so lange unter Wasser gelebt, dass sie möglicherweise mit Meerestieren reden können.«

»So wie wir mit Kühen reden?«

»Landkühen?«, fragte Jeff.

Da mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit kein eintretender Kunde diese Debatte unterbrechen würde, hätte es wohl ewig so weitergehen können. Glücklicherweise jedoch wurde ich genau an diesem Punkt von einer Gestalt abgelenkt, die vor dem Schaufenster des Kein Alibi vorbeilief. Angesichts des Niveaus unserer Unterhaltung hätten mich vermutlich auch eine Fliege oder Staubmilbe ablenken können, aber in diesem Augenblick, und obwohl ich nur einen kurzen Blick auf den Mann erhaschte, bemerkte ich etwas Vertrautes und zugleich sehr Fremdes an seinem Gesicht und seinem Gang. Für einen Moment hatte ich Probleme, ihn einzuordnen, aber dann fiel plötzlich der Groschen, die Registrierkasse sprang auf, und schon war ich aus der Tür und ihm auf den Fersen.

Wenn ich heute zurückblicke auf all den nachfolgenden Ärger, weiß ich, ich hätte keinen Muskel rühren und ihn einfach vorbeigehen lassen sollen, denn dann wäre ich niemals in meine bis dahin schwierigsten und aufreibendsten Ermittlungen verwickelt worden: den *Fall der Perlenkette*. Ein Fall, bei dem Jeffs Leben, das Leben meiner Freundin, das Leben ihres ungeborenen Kindes und, noch viel schlimmer, mein eigenes Leben in höchste Gefahr gerieten.

2

Ich war noch nie in meinem Leben einem Fall buchstäblich hinterhergerannt, denn ich muss mich streng vor jeder mit erhöhter Herz-Kreislauf-Tätigkeit einhergehenden Aktivität hüten, aber nun konnte ich mich einfach nicht beherrschen. Dass daraus ein Fall werden würde, wusste ich natürlich *zu jenem Zeitpunkt* noch nicht. *Zu jenem Zeitpunkt* war es nur ein Mann, der vor meinem Ladenfenster vorbeilief – aber was für ein Mann! Dazu müssen Sie wissen, dass in meinem Tätigkeitsfeld, der Kriminalliteratur, Augustine Wogan ein Enigma ist, ein von Legenden umranktes Mysterium; er war ein kaum veröffentlichter Romancier und Drehbuchautor, den so wenige kannten, dass man nicht einmal so weit gehen kann, sie als kultische Anhängerschaft zu bezeichnen, Stalking war da schon zutreffender. Nichtsdestoweniger war er Belfasts einziger Vertreter in der Ruhmeshalle der Unsterblichen des Krimigenres. Sein Ruf beruhte auf drei Romanen, die er in den späten 1970ern im Selbstverlag herausgebracht hatte. Romane, so hart, so realistisch, so herzerreißend, dass sie jedes andere Buch über die Vorgänge in diesem Land weit in den Schatten stellten. Bis dahin waren Romane über die Unruhen ausnahmslos von Journalisten vom Festland geschrieben worden, die vermutlich alle Fak-

ten richtig recherchiert, aber nie die Atmosphäre oder die tiefe Ironie der ganzen Sache eingefangen hatten. Augustine Wogans Romane dagegen waren so dicht dran an den Ereignissen, dass er von der Royal Ulster Constabulary, der britischen Polizei in Nordirland, festgenommen und verhört wurde, weil sie dachten, er besäße Insiderinformationen über ihren heimlichen Schießbefehl; die IRA schoss auf ihn, weil sie glaubten, er hätte einem betrunkenen Quartiermeister Geheimnisse entlockt; und er wurde von der Ulster Volunteer Force, der protestantisch-unionistischen Miliz, verprügelt – einfach weil sie nichts Besseres zu tun hatten. Schließlich sah er sich gezwungen, das Land zu verlassen, und obwohl er inzwischen wieder zurückgekehrt war, war er hier meines Wissen nie wieder richtig heimisch geworden. Gelegentlich hatte ich von anderen Krimi-Enthusiasten ein paar Informationen über ihn aufgeschnappt; zuletzt, dass man ihn als Drehbuchautor für den nächsten James-Bond-Film, *Titter of Wit*, verpflichtet, aber wegen Trunksucht gefeuert hatte. Immer wieder kursierten Gerüchte über einen neuen Roman, angeblich hatte ihn ein großer Verlag oder begeisterter Agent unter Vertrag genommen, aber es erschien niemals etwas Gedrucktes. Und auch keines der Werke, aus denen die *Stacheldrahtliebe*-Trilogie besteht, ist je wieder aufgelegt worden. Sie waren so rar wie weiße Raben. Den Karton mit Exemplaren, den ich im Obergeschoss aufbewahrte, betrachtete ich als meine Rentenversicherung.

In diesem kurzen Augenblick nun, als er an meinem Laden vorbeilief, wurde mir klar: Wenn ich ihn dazu brachte, diese Bücher zu signieren, würde ihr Wert sofort um das

Vierfache steigen. Geld ist ja angeblich die Wurzel allen Übels, trotzdem musste ich praktisch denken. Zwar schätze ich Kriminalliteratur über alles, aber ich schätze auch Essen über alles, und Augustine Wogan war genau der Essensgutschein, nach dem ich suchte.

Als ich ihn endlich einholte, japste ich nach Luft. Es waren nur zehn Meter gewesen, aber wenn Gott einen Langstreckenläufer aus mir hätte machen wollen, hätte er mich nicht mit einer kollabierten Lunge und Rachitis ausgestattet.

»Mr. Wogan?«

Er blieb stehen und drehte sich um. Es war unzweifelhaft Augustine Wogan, auch wenn er seit unserem letzten Gespräch ein paar Hundert Pfund und sein beträchtliches Doppelkinn eingebüßt hatte. Er wirkte ausgemergelt, er sah zwanzig Jahre älter aus, obwohl es eigentlich nur fünf hätten sein dürfen, und er trug einen langen, dünnen Bart und presste eine lederne Aktentasche an seine Brust mit einer so trotzig-entschlossenen, als hätte er einen Job bei den jüdisch-chassidischen Diamantenhändlern Antwerpens übernommen und wäre mit deren Ware durchgebrannt.

»Was?«

Gereizt, verwirrt, paranoid.

Genau wie ich – und es ist immer nett, einem Seelenqualenverwandten zu begegnen. Man erkennt sie auf Anhieb. Und zwar an ihren Augen. Was Augen betrifft, bin ich Fachmann. Ich bin kürzlich von einer Selbsthilfegruppe für Menschen, die unter Depressionen leiden, weil sie von ihren Hornhauttransplantaten abgestoßen wur-

den, als Scharlatan entlarvt worden. Ich hatte ihnen während der kurzen Wochen, bevor bei mir die Abstoßung einsetzte, immer wieder versichert, dass ich gespenstische Bilder von Mordopfern sah und dass man mir offenkundig die Augen eines Killers eingesetzt hatte. Aber sie schenkten mir keinen Glauben, vor allem weil die Unterlagen zeigten, dass sie einem Verkehrspolizisten aus Sion Mills gehört hatten. Es war eine kleine Selbsthilfegruppe, aber sie war innerlich zerrissen von Machtkämpfen. Nicht so sehr, weil die Blinden die Blinden geführt hätten, sondern weil die unscharf Sehenden die verschwommen Sehenden führten. Wie sich herausstellte, war im Land der Blinden der Einäugige tatsächlich König, und dieser warf mich in hohem Bogen hinaus.

»Was wollen Sie?«

Ich war abgeschweift. Ich schüttelte mich. »Ich bin es, Mr. Wogan ...« Ich drehte mich um und wies auf den Laden. »Vom Keim Alibi. Sie haben dort vor fünf Jahren eine Lesung gehalten.«

»Na und?«

»Tut mir leid – mir war nicht klar, dass Sie so in Eile sind.«

»Wieso? Habe ich etwa nicht den Eindruck gemacht, als wäre ich in *Eile*?«

»Doch, das taten Sie, aber ...«

»Was wollen Sie?«

»Ich hatte gehofft, Sie könnten vielleicht ein paar Ihrer Bücher signieren ...«

Er wollte mich gerade erneut anfauchen, und ich wollte gerade auf eine neue, noch tiefere Ebene des Katzbuckelns herabsinken, da ertönte zu seiner Linken ein kleines *Ping*.

Es war nur ein winziges Stück Straßensplitt, das von einer Windschutzscheibe abprallte, aber angesichts seiner Reaktion – er duckte sich und stürzte Schutz suchend auf mich zu – hätte man vermuten können, jemand hätte auf ihn geschossen; er jedenfalls tat das ganz eindeutig.

Dabei war es definitiv *kein* Schuss. Wenn es einer gewesen war, hätte eine Action-Man-Spielzeugfigur den Anschlag verübt. Aber um an mein Ziel zu gelangen, akzeptierte ich bereitwillig, dass es ein Schuss *war*, und bugsierte ihn rasch in die Sicherheit von Belfasts führendem Umschlagplatz für Kriminalromane.

Zu ihrer ewigen Schande diskutierten Alison und Jeff immer noch darüber, Hackfleisch an dem Pädophilen und dann den Pädophilen an etwas zu befestigen, was sich inzwischen zu einem Delfin gemauert hatte – allerdings war ihnen ganz offensichtlich entgangen, dass ich das Gebäude verlassen hatte. Natürlich bemerkten sie meine Rückkehr, aber nur, weil ich einen verängstigt aussehenden Rasputin durch die Tür schubste und Alison anwies, ihm einen Stuhl zu holen.

Alison bedachte mich mit einem eisigen Blick.

Woraufhin ich Jeff den Befehl erteilte, da er eine Art Angestellter und folglich etwas fügsamer war.

»Setzen Sie sich, bitte, setzen Sie sich«, sagte ich, sobald Jeff den Stuhl bereitgestellt hatte.

»Danke ... Vielen Dank ...«

»Hol ihm ein Glas Wasser.«

Alison musterte mich, weil sie wusste, dass ich nur selten vor jemandem im Staub kroch. Jeff nickte und drehte sich zur Küche.

»Bitte, nein, machen Sie sich keine Umstände.« Augustine hob eine Hand. »Evian, wenn Sie haben.«

Jeff blieb stehen, dann blickte er zu mir, auf neue Anweisungen wartend. Hinter Augustines Rücken malte ich die Umrisse einer Flasche in die Luft, und Jeff verstand sofort. Wir bewahren in der Küche eine Sammlung leerer Designerwasserflaschen auf, die ausschließlich beim Besuch von Primadonnen zum Einsatz kommen. In seinem Metier war Augustine tatsächlich so etwas wie eine Primadonna, im besten Sinne des Wortes, aber das hieß nicht, dass er Markenwasser von Leitungswasser unterscheiden konnte. Oder, wie sich herausstellte:

»Scheiße! Das schmeckt ja total beschissen!« Er packte die Flasche und untersuchte das Etikett. »Haltbar bis März 1997 – verdammt, haben Sie es etwa auch auf mein Leben abgesehen?«

Er stieß einen Schrei aus und schleuderte die Flasche quer durch den Laden, wobei Wasser auf einen Büchertisch spritzte, über dem in Kürze ein Schild prangen würde: *Herabgesetzt wegen Wasserschadens*, wobei ich die Preise in Wahrheit noch anheben würde.

Bevor ich mich zerknirscht entschuldigen konnte, hob er erneut die Hand und entschuldigte sich selbst. Er stehe unter großem Druck. Und er wisse es sehr zu schätzen, dass wir ihm Zuflucht boten. Zum ersten Mal blickte er sich nickend im Laden um.

»Doch, ich kann mich an den Laden hier erinnern. Kam, glaube ich, ziemlich gut an, meine Lesung hier. Wie hieß noch mal der komische Vogel, dem der Laden früher gehörte?«

Ich räusperte mich. »Er gehört jetzt mir«, sagte ich.

Augustine nickte Alison zu. »Ist das Ihre Angetraute?«

»Wir arbeiten daran«, sagte Alison.

Er richtete seinen Blick auf Jeff, der mit den Achseln zuckte und sagte: »Jeff – ich kümmere mich um allen möglichen Kram.«

Augustine schüttelte den Kopf. »Schön, Sie alle kennenzulernen.« Er klopfte auf seine Jackentasche, zog eine lange, dicke Zigarre heraus und knipste das Ende mit einem kleinen Cutter ab. Er wollte sie gerade anzünden, als Alison sagte: »Nein.«

»Nein?«

»Nein.«

»Aber gerade hat jemand versucht, mich umzubringen.«

»Nein.«

Er schaute zu mir. Ich schaute hilflos zurück. Ich war absolut gegen Rauchen, besonders in meinem Laden, aber er war der verfluchte *Augustine Wogan*! Glücklicherweise bestand er nicht darauf. Für ihn war es nur ein weiterer Umstand, der sich gegen ihn wandte. Traurig studierte er die Zigarre, dann schob er sie wieder in seine Jackentasche. Er seufzte. »Wie passend«, sagte er, »dass es einen Krimiautor ausgerechnet in einen Krimibuchladen verschlägt, jetzt, wo alles zu Ende geht.«

Er starrte zu Boden. Dann begannen seine Schultern zu beben. Er weinte leise. Es war furchtbar traurig, diesen großen Mann so niedergeschlagen zu erleben, und ich hätte sicher meinen Arm um ihn gelegt und ihn gedrückt, wäre ich nicht allergisch gegen Menschen gewesen. Alison ließ einen Finger neben der Schläfe kreisen und er-

kundigte sich auf die Art, ob er verrückt sei. Jeff imitierte mit seiner Faust ein Handy, in das er die Notrufnummer eintippte, bevor er so tat, als stecke er in einer Zwangsjacke. Die Reaktionen der beiden auf die erste Begegnung mit Augustine Wogan waren verständlich. Sie hatten einfach keine Ahnung, um wen es sich handelte. Weder was für ein Gigant er auf seinem Gebiet war, noch dass sein Signieren einer Reihe staubiger Bücher uns helfen würde, die ohne Zweifel mageren Sommermonate zu überstehen. Sie beurteilten ihn lediglich nach seinem Aussehen – ein Irrer, den ich auf der Straße aufgelesen hatte.

Was Alison dann auch direkt äußerte, nachdem sie mich beiseitegezogen hatte, während Augustine sich weiter die Augen ausweinte. »Genau das, was dieser Laden unbedingt braucht – einen weiteren Verrückten. Wie werden wir ihn wieder los?«

»Gar nicht. Weißt du denn nicht, wer das ist? Augustine Wogan! *The Times* hat ihn unter die *Hundert größten Meister des Kriminalromans* aufgenommen. An siebzehnter Stelle. Die sechzehn vor ihm sind bereits tot. Für den *Daily Telegraph* rangiert er unter den *Fünfzig Krimiautoren, die man unbedingt gelesen haben muss*; und das obwohl seine Bücher nie von Mainstream-Verlagen veröffentlicht wurden und seit zwanzig Jahren nicht mehr aufgelegt werden!«

»So?«

Ich wandte mich an meinen verlässlichen Assistenten. »Jeff, wie oft in der Woche kommen Menschen hier rein und fragen nach Augustine Wogan und wie sie an seine Bücher rankommen?«

»Äh – einmal?«

»Ja, aber jede Woche!«

»Äh – ja, aber es ist immer derselbe Typ.«

»Das ist nicht der Punkt! Er hat die *Stacheldrahtliebe*-Trilogie geschrieben; er ist ein Genie!«

»Tja, aber dein Genie führt sich auf wie ein Geisteskranker.« Sie schüttelte den Kopf. »Vielleicht könnte er seine Genialität unten bei Waterstones austoben?«

»Banausin«, zischte ich.

Ich kniete mich vor ihn. Noch immer hielt er die Aktentasche fest an seine Brust gepresst. Ich stupste sanft eines seiner Knie an. »Mr. Wogan. Augustine. Gibt es irgend etwas, womit ich Ihnen helfen kann?«

Er rieb sich die Augen mit den Fingerknöcheln. »Helfen? Ich denke, dafür ist es zu spät.«

»Kann ich jemanden für Sie anrufen?«

»Dafür ist es definitiv zu spät.«

»Nun, Sie wollten gerade irgendwohin; soll ich vielleicht dort anrufen?«

»Nein, das wäre gar keine gute Idee. Hören Sie ...« Er stieß einen Seufzer aus. Er blickte von mir zu Jeff, zu Alison und wieder zu mir. Dann öffnete er seine Aktentasche und griff hinein. Er zog eine Pistole hervor. »Ich war unterwegs, um jemanden umzubringen.«

»Oh«, sagte ich.

»Ach du dickes Ei«, sagte Alison.

Während Augustine mit der Waffe herumwedelte, duckte sich Jeff hinter der Theke. Ich stand auf und wich zurück.

»Oh, ich bin so ein Hornochse«, jammerte Augustine. »All die Jahre habe ich mich mit Kriminalliteratur beschäftigt und geglaubt, ich wüsste etwas über Verbrechen

und über Mord, wie man einen begeht und ungeschoren davonkommt, obwohl ich in Wahrheit nur ein selbstverliebter, blinder Narr war. Ich wollte unter Hochdruck eine Dummheit begehen, und Sie haben mich zurückgehalten, und jetzt habe ich wohl nicht mehr die Kraft, noch einen Anlauf zu wagen. Gott sei Dank haben Sie mich aufgehalten – ein göttlicher Fingerzeig, das war es wirklich!«

Wir waren verblüfft, wir waren schockiert, wir wussten nicht, wo wir hinschauen oder was wir sagen sollten. Er war der berühmte Augustine Wogan, aber heruntergekommen zu einem schluchzenden, mit der Waffe fuchtelnden Wrack.

Alison hatte bereits das Telefon in der Hand.

Jeff hielt den Fleischerhammer umklammert, den ich zu meinem Schutz hinter der Ladentheke aufbewahre.

»Wenn Sie schon mal hier sind«, wagte ich einen Vorstoß, »könnten Sie da vielleicht ein paar Bücher signieren?«

3

Alison forderte mich auf, ihn schleunigst aus dem Laden zu schaffen, denn er sei eindeutig geistesgestört, und wir dürften ihm auf keinen Fall das Weiterreden gestatten, schließlich sei ich derartig schwach und charakterlos, dass ich mich unter Garantie in irgendetwas Düsteres und Gefährliches würde verwickeln lassen, und sie würde ich dadurch ebenfalls mit hineinziehen. Sie aber war schwanger, und das war beängstigend genug. Ich hatte ihr schon eine Million Mal versichert, dass ich nur an kleinen, harmlosen Fällen interessiert war, nicht viel komplizierter als ein Kreuzworträtsel oder, wenn es sein musste, Sudoku, aber irgendwie entwickelten sie sich immer anders. Immer gab es Schüsse, Leichen, Terror, Blut, Nadelbäume und ausgestopfte Tiere, und nichts davon konnten wir im Augenblick gebrauchen; im Augenblick mussten wir vor allem an den kleinen Caspar denken.

»Nimm ihm einfach die Pistole ab«, sagte sie, »und wenn du die Polizei nicht rufst, dann tu ich es.«

Ich kam ihr auf halbem Weg entgegen. Ich nahm ihm die Pistole ab. Er wehrte sich nicht. Er war ein gebrochener Mann. Aber die Polizei konnte ich nicht rufen. Ich wollte meinen guten Ruf als Buchhändler nicht dadurch beschmutzen, dass ich den bedeutendsten Krimiautor

Belfasts hinter Gitter brachte; umso mehr, als er noch nicht auf meine Anfrage reagiert hatte, meine kostbaren Bücher zu signieren und sie auf die Art noch kostbarer zu machen.

»Schau«, sagte ich und zeigte ihr die Pistole, »er ist entwaffnet und stellt keine Gefahr mehr dar. Wir können ihn doch wenigstens darüber reden lassen, wenn er möchte. Was kann das schaden?«

»Das weißt du genau.«

»Ich schwöre bei Gott, dass wir uns nicht einmischen werden. Ich hab die Nase voll von Gefahren, das weißt du; mein Blutdruck ist höher als deiner, und ich bin nicht mal schwanger.«

»Dein Blutdruck ist absolut normal.«

»Ja, das versuchen sie mir immer *einzureden*.«

Sie starrte mich an. Ich starrte zurück.

Sie würde gewinnen, aber ich wurde immer besser.

Glücklicherweise – oder unglücklicherweise, in Anbetracht zukünftiger Ereignisse – intervenierte das Schicksal beziehungsweise Augustine.

»Er hat meine Frau ermordet.«

Wir drehten uns beide um.

»Wer hat das getan?«, fragte Alison.

Augustine schüttelte den Kopf.

Alison sagte: »Wissen Sie was, Sie kriegen jetzt eine schöne Tasse Tee, und dann können Sie uns alles darüber erzählen.«

Sie ist unberechenbar und widersprüchlich, und vermutlich ist das einer der Gründe, warum ich sie liebe, wenn auch nur ein verschwindend kleines bisschen.

Der Teebursche brachte den Tee, dann setzte er sich zu uns, als hätte er das Recht, einem zutiefst vertraulichen Gespräch zu lauschen. Ich schickte ihn mit einem Arbeitsauftrag in den Lagerraum, er schnitt mir eine Grimasse, ich schnitt ihm eine zurück, und er setzte gerade zu einer entsprechenden Retourkutsche an, da schoss Alison einen ihrer Blicke auf ihn ab, und er war augenblicklich verschwunden. Das gefiel mir nicht. Es gefiel mir ganz und gar nicht, dass er vor ihr mehr Angst hatte als vor mir. Und dass sie sich einbildete, sie könnte ihn herumkommandieren, obwohl ihr der Laden nicht auf die Art gehörte, wie er mir gehörte. Ich habe eine notarielle Besitzurkunde. Sie liegt an einem sicheren Ort.

»Ich bin werdende Mutter«, sagte sie, und das gefiel mir auch nicht sonderlich. Augustine nickte dankbar, nahm sich aber keine Tasse. »Sie sprachen gerade von Ihrer Frau?«

»Meine schöne Arabella. O ja. Er hat sie ermordet.«

»Wer ist er?«, fragte ich.

Augustine seufzte. »Erinnern Sie sich an die Zeiten, als alte Menschen noch aussahen wie alte Menschen? Alt und gebückt; die Frauen zerrten karierte Einkaufswägelchen hinter sich her und trugen diese braunen Strumpfhosen wie Bankräuber, nur an ihren knotigen, krampfadrigen Beinen? Wohin sind diese Zeiten entschwunden?«

»Nun ...«, begann Alison.

»Alle wollen sie die Zeit zurückdrehen, richtig? Meine Arabella war die schönste Frau der Welt, aber man konnte es ihr versichern, bis man blau im Gesicht war, sie wollte es einem nicht glauben. Und jetzt ist *sie* blau im Gesicht. Ich bin zweiundsechzig. Arabella war sechzig. Und sah

aus wie fünfundvierzig. Aber sie wollte wieder fünfundzwanzig sein. Oh, der Preis der Eitelkeit!«

»Also, wer hat sie Ihrer Meinung nach umgebracht?«

Beharrlichkeit ist mein zweiter Vorname. Bevor ich ihn kürzlich änderte, lautete er Scherereien.

Er blickte mir direkt in die Augen und sagte: »Sie.«

Er machte eine Pause.

Ob es eine bewusste dramatische Kunstpause war oder nicht – es wirkte jedenfalls wie eine.

Alison starrte mich an, sofort bereit, meine Schuld zu akzeptieren.

»Sie wissen, wie es Krimiautoren wie mir ergeht, oder etwa nicht?«, fuhr Augustine schließlich fort. »Mein Name ist bekannt, die Kritiker lieben mich, aber ich habe keinen Cent mit meinen Büchern verdient. Eine Weile hab ich mein Geld als Drehbuchautor verdient, aber das ist zwanzig Jahre her. Die ganze Zeit über habe ich geschrieben; in meiner Wohnung stapeln sich die Manuskripte, aber ich habe keines davon abgeschickt, weil ich nie zufrieden damit war. Während all dieser Jahre hat mich meine Arabella unterstützt. Sie stammt aus einer vermögenden Großgrundbesitzerfamilie, und von ihrem Erbe haben wir gut gelebt, allerdings haben wir das meiste davon auf Reisen verprasst. Sobald die Unruhen vorüber waren, hatten wir die Idee, hierher zurückzukehren, und schauten uns nach Häusern um. Arabella ist ein geselliger Mensch, sie liebt Partys, das Theater und Cocktails, daher wollte sie bei ihrer Rückkehr schlicht umwerfend aussehen. Und da kommt er ins Spiel: der Yankee, Dr. Yes, Dr. Chicago, oder wie immer zum Teufel Sie ihn nennen wollen.«

All diese Namen sagten mir nichts, aber Alison sprang sofort darauf an.

»Ich weiß *genau*, wen Sie meinen. Dr. Yeschenkov; er ist so unheimlich sexy, alle Frauen wollen ein Baby von ihm. Abgesehen von mir natürlich.«

Ich hob hilflos die Hände. »Würde mich mal jemand einweihen? Bitte?«

»Er ist Schönheitschirurg«, sagte Alison. »Er hat seine eigene Privatklinik und bietet dort ein Programm an mit dem Namen ...«

»Die Millionen-Dollar-Kur«, sagte Augustine. »Arabella war durch nichts davon abzubringen, sich ihr zu unterziehen.«

»Er lässt dich für etwa sechs Wochen von der Bildfläche verschwinden ...«

»Er hat auf vier reduziert.«

»Er bringt dich in einem Nobelhotel unter ...«

»Es war nicht sonderlich nobel.«

»Und er nimmt eine ganze Reihe von Korrekturen vor, wobei er die absoluten Spezialisten auf ihrem Gebiet zusammmentrommelt ...«

»Behauptet er zumindest.«

»Du hast es sicher im Fernsehen gesehen: Augen, Zähne, Bauch, Brüste. Er verbirgt dich also vor den neugierigen Augen der Öffentlichkeit für sechs Wochen ...«

»Vier.«

»Und dann veranstaltet er eine große Enthüllung, und du schaust einfach fantastisch aus.«

»Er ist ein Metzger!« Augustine schüttelte den Kopf. Erneut hatte er Tränen in den Augen.

»Ist alles schrecklich danebengegangen?«, fragte ich, so sanft ich konnte.

Augustine funkelte mich wütend an. »Was denken Sie denn?«

»Auf welche Weise?«, fragte Alison. Wenn *sie* solche Sachen sagte, klangen sie immer netter als bei mir. Sympathischer. Und ich war ziemlich froh, meinen ersten Gedanken nicht geäußert zu haben, nämlich dass Augustine niemandem hätte über den Weg trauen dürfen, der versprach, aus einem Esel ein Rennpferd zu machen.

»Ich *weiß* es nicht, das ist es ja gerade. Sie haben mich die ganze Zeit über nicht in ihre Nähe gelassen. Mir ist zwar klar, dass das Teil des Vertrags ist, aber ich habe sie so sehr vermisst. Wir haben versucht, jeden Abend zu telefonieren, aber sie war so müde, von Schmerzen geplagt und völlig einbandagiert. Sie klang elend. Aber sie war entschlossen, es bis zum Ende durchzustehen. Zuletzt habe ich Mittwochabend mit ihr gesprochen, und da klang sie etwas zuversichtlicher; sie musste sich nur noch einer Operation unterziehen, dann würden sie die Verbände abnehmen und ihr die Resultate zeigen. Danach würden sie ihr die Haare frisieren, sie schminken, in neue Kleider stecken, und dann würde ich zur großen Enthüllung eingeladen. Nur kam dieser Anruf nie.«

»Weil?«, fragte ich.

»Weil sie, verfluchte Scheiße noch mal, tot war. Was denken Sie denn?«

»Auf dem Operationstisch gestorben?«

»Ja! Nein! Keine Ahnung. Sie haben es abgestritten. Sie haben behauptet, es wäre ihr gut gegangen, als sie

die Klinik verließ. Dr. Chicago, Dr. Yes, Dr. Scheißscherenhände sagte, sie hätte ihnen den Scheck ausgestellt, hätte die Entlassungsurkunde unterschrieben und sich auf den Weg gemacht. Er sagte, es sei leider eine Tatsache, dass seine Kur den Frauen manchmal neuen Lebensmut verleiht; plötzlich wollen sie ihr Leben verändern, noch mal neu anfangen. Also tauchen sie unter und betreiben dabei manchmal erheblichen Aufwand, um ihre Spuren zu verwischen.«

»Und in Ihrem Fall ... wäre so was nicht ebenfalls ... vorstellbar?«, fragte ich vorsichtig, wenn auch offensichtlich nicht vorsichtig genug, Alisons Blick nach zu urteilen.

»Nein, absolut nicht.«

Vermutlich hätte er es dabei bewenden lassen, aber ich hakte nach.

»Sind Sie sicher? Frauen sind unberechenbar, sie hängen ihr Fähnchen ...«

Alison schnaubte.

»Soll ich Ihnen sagen, warum ich mir sicher bin?«, fragte Augustine. »Ich bin mir sicher wegen der Worte, die bei unserem letzten Telefongespräch gefallen sind.«

Wieder legte er diese Pause ein. Was dramatische Steigerungseffekte betraf, hatte er definitiv den Bogen raus.

»Ja?«, fragte Alison, unfähig, sich zu beherrschen.

Ich erwartete irgendetwas Düsteres und Mysteriöses, irgendeinen ahnungsvollen Hinweis, dass die Dinge *nicht so waren, wie sie schienen*.

»Sie sagte: ›Ich liebe dich, mein Schatz.««

Und auf so simple Art lockte er Alison in die Falle, und ich tappte ihr wie ein Idiot hinterher.

4

Um drei Uhr nachts rief ich Alison an. Wie üblich schlief ich nicht. Sie meldete sich mit benommener Stimme. »Brian?«

In längst vergangenen Tagen hätte mich die Vermutung, dass es sich dabei um ihren Exmann handelte, vor Eifersucht noch verrückter gemacht, inzwischen hatte ich mich jedoch an ihre Bösartigkeit gewöhnt. Sie war wie Bennett Marco in Richard Condons *Botschafter der Angst*: neunundneunzig Prozent der Zeit völlig normal, aber insgeheim einer Gehirnwäsche unterzogen, die sie gemeine und verletzende Dinge sagen ließ, und zwar auf einen unbewussten Auslöser hin, in diesem Fall das Klingeln des Telefons neben ihrem Bett.

Sie sagte: »Was? Wer ist da?«

»Was glaubst du denn?«

»Oh. Tut mir leid. Ich war im Tiefschlaf. Was gibt's?«

»Ich wollte nur sagen ...«

Und da ich die Kunst der dramatischen Pause bei einem Meister studiert hatte, wandte ich sie bei ihr an.

»Was?«

Und kostete sie aus.

»Was?«

Und kostete sie aus.

»Ach, leck mich doch ...«

»Ich wollte nur sagen, falls du dir einbildest, wir würden unseren Sohn tatsächlich Caspar nennen, ist da noch lange nicht das letzte Wort gesprochen.«

Und damit legte ich auf.

Manchmal sind es gerade die kleinen Dinge, die einem das größte Vergnügen bereiten.

* * *

Ich schlafe nie wirklich, drifte aber manchmal ins halb-wache Land des Dämmerns hinüber, wo ich eine vorübergehende Aufenthaltsberechtigung habe. Doch in dieser Nacht plagte mich ein Albtraum über Mutter. Vor einigen Wochen hatte ich sie endlich in die vorletzte Ruhestätte eines Altersheims abgeschoben, weil sie nach ihrem Schlaganfall einfach *zu schwierig* war, aber während ich mich nun im Bett herumwälzte, kam es mir so vor, als wäre sie wieder zurück in ihrem Schlafzimmer oben unter dem Dach. Ich hörte das Poltern ihrer Schritte, das Ächzen der Holzstiege, als sie herunterkam, und dann das schwere Atmen vor meiner Tür. Ich schrie, sie solle mich in Ruhe lassen, ich hätte nichts Böses getan, es tue mir aber leid, und ich würde mich bessern. Dann vergrub ich mich unter der Decke, betete, sie möge weggehen, und irgendwann döste ich ein.

Mit dem ersten Dämmerlicht stand ich auf, wütend, weil ich mich so geängstigt hatte, obwohl ich genau wusste, dass die Geräusche keinem fiebrigen Albtraum entsprungen waren, sondern sehr real waren und von dem hage-

ren, rotäugigen, mittellosen Autor herrührten, den Alison eingeladen hatte, in meinem großen, leeren Haus zu nächtigen, und zwar ohne zuvor mein Einverständnis einzuholen, und der jetzt bereits an meinem Frühstückstisch saß und Rice Krispies in sich hineinstopfte. Sie täuschte sich, was mein Haus betraf. Man ist nie wirklich allein, wenn man unter einer Persönlichkeitsstörung leidet. Und manchmal ist diese einem realen Gast vorzuziehen, vor allem wenn dessen nackte, ausgemergelte Brust aus einem nachlässig gebundenen, zuletzt von meiner eingekerkerter Mutter getragenen Morgenmantel ragt und er zufrieden meine letzte entrahmte Milch schlabbert.

Mir war klar, warum Alison das getan hatte, und ihre Gründe waren nachvollziehbar. Sie wollte diesem gebrochenen Mann helfen, und ich hatte Wohnraum frei. In gewisser Weise gefiel mir die Vorstellung seiner Anwesenheit, weil ich ihn über sein Schreiben befragen konnte; ich konnte ihn in Gespräche verwickeln und ihm dabei unbenutzt Exemplare seiner äußerst raren Bücher zum Signieren unterschieben. Aber die Realität sah anders aus. Kaum war er durch die Tür, da bestellte er schon eine Pizza, und als sie eintraf, musste ich dafür zahlen, und zwar einen völlig überzogenen Preis angesichts ihrer Größe, ihrer Dicke und der Tatsache, dass sämtlicher von ihm gewählter Belag höchstwahrscheinlich Allergien bei mir ausgelöst hätte. Zudem schlang er sie hinunter, ohne mir auch nur *einen Bissen* anzubieten. Anschließend spülte er die Pizza mit Mutters Sherry hinunter. Er trank zwei große Biergläser davon. Man hätte ihm zugutehalten können, dass er seinen Kummer ertränken wollte. Aber er hielt sei-

nen Drink mit der Routine eines professionellen Klageweibs. Als ich mit ihm über seine Arbeit sprechen wollte, konnte er keine meiner Fragen richtig beantworten, stattdessen holte er zu umständlichen Vorreden aus, um dann zunehmend vom Thema abzuschweifen und sich schließlich über irgendetwas *absolut* Irrelevantes zu verbreiten. Ich hatte ein paar sehr detaillierte Fragen über seine *Stacheldrahtliebe*-Trilogie. Tatsache ist, für eine Frage allein brauchte ich fünfzehn Minuten. Eigentlich hätte es ihm schmeicheln müssen, dass ich so interessiert an seiner Arbeit war, aber er rollte nur mit den Augen, paffte seine Zigarre, die er sich nun, da Alison nicht länger zugegen war, angezündet hatte, trank mit lauten Schlucken seinen Sherry, nur um am Ende zu sagen: »Entschuldigung, aber könnten Sie die Frage noch mal wiederholen?« Selbst meine Versuche, ihn zum Signieren seiner eigenen Bücher zu bewegen, wurden vereitelt. Als ich den Karton hervorholte, bewunderte er ihren makellosen Zustand und ging dann dazu über, die Buchrücken zu knicken, während er darin las, als hätte er sie nie zuvor gesehen. Um sie vor ihm in Sicherheit zu bringen, musste ich sie ihm buchstäblich aus den Fingern winden. Ich versuchte einfach nur Geschäfte zu machen, aber er führte sich auf wie ein Albtraum. Mein Plan, meine Investition zu vervierfachen, war ebenso kurzlebig wie die Pizza.

Erst viel später, als er sehr betrunken war, begann er wieder über seine schöne Arabella zu reden. Er weinte. Er tobte. Er stieß Beschuldigungen aus und fuchtelte mit einem anklagenden Finger durch die Luft. Ich hörte zu und nickte – das war alles, was er wollte. Er war weder in

der Stimmung, über mögliche Beweise zu diskutieren oder vielmehr über deren Abwesenheit, noch ließ er sich von mir seine Illusionen rauben, denn um solche handelte es sich zweifellos.

»Sie müssen neue Rice Krispies kaufen«, sagte er.

Darauf hätte er mich nicht eigens hinzuweisen brauchen. Die leere Schachtel lag auf der Seite, die verbleibenden Krümel waren über das Küchenbüfett verstreut, einige schwammen auch in der Milchspur, die er vergossen hatte und die vom Büfett quer über den Küchenboden bis zum Tisch verlief. Als ich mich ihm gegenüber niederließ mit einem trockenen Scheibchen Vollkornbrot, stopfte er sich einen weiteren übervollen Löffel in den Mund und prustete: »Er hat überall Testikel.«

»Wie bitte? Wer hat Testikel ...?«

Er schluckte runter. »Tentakel, er hat überall Tentakel.«

»Oh. Richtig. Wer? Mr. Kellog?«

»Dr. Yes.«

Ich brummte nur: »Mmmmm«, und kaute weiter. Ich wollte nicht schon wieder dieselben alten Anschuldigungen mit ihm durchgehen. Ich würde sie bereits für Alison wiederholen müssen, wenn sie vorbeikam. Sie hatte uns gestern Abend keine Gesellschaft leisten können wegen eines Friseurtermins.

Wegen eines Friseurtermins.

Ein *Haarschnitt*.

Frauen sind so widersprüchlich.

Angeblich hatte sie nur abends Zeit wegen der Arbeit.

War das zu fassen?

Sie deutete an, dass er fünfundsiebzig Pfund kosten würde.
War das verdammt noch mal zu fassen?

Es war, als würde sie das Essen direkt aus Caspars Mund stehlen.

Verflucht!

Ihre Gehirnwäsche begann bereits zu wirken. Ihr ursprünglicher Vorschlag – Rory – war schon schlimm genug gewesen. Aber *niemals* würde mein Kind den Namen Caspar tragen.

Falls es überhaupt mein Kind war.

Ich erhielt erst wieder Gelegenheit, auf Augustines Tentakel-Theorie einzugehen, als er etwa eine Stunde später endlich meine Dusche verließ, wo er das ganze heiße Wasser verbraucht hatte, die Treppe herunterkam, immer noch in Mutters Morgenmantel, um beim Anziehen erfolglos nach etwas Essbarem zu suchen. Während er den Kühlschrank durchstöberte, betrat Alison durch die Hintertür das Haus und begrüßte ihn enthusiastisch. Sie hatte drei Frappuccinos von Starbucks mitgebracht, was ein netter Gedanke war und daher gar nicht zu ihr passte.

Als Augustine mit seinem Kaffee in den Händen davongeschlurft war, hob Alison erwartungsvoll eine Augenbraue. Als ich nicht reagierte, sagte sie: »Und?«

»Was und?«

»Meine Haare?«

»Hast du sie doch nicht schneiden lassen?«

»Sehr witzig.«

»Nein, ehrlich. Sie sehen kein bisschen anders aus.«

»Sie haben eine andere Farbe.«

»Ich glaube nicht.«

- »Sie waren blond, und jetzt sind sie honigblond.«
»Wenn du meinst.«
»Und es ist nur noch halb so lang!«
»Bist du sicher?«
»Ja! Ich brauche was, das leichter zu bändigen ist.«
»So wie ich?«
»Sehr witzig.«
»Danke, gleichfalls.«

»Kannst du nicht einfach mal ...? Ach, was soll's!« Sie setzte sich an den Küchentisch und öffnete ihren Starbucks-Becher. Ich gesellte mich zu ihr. Und musterte sie gründlich.

»Fünfundsiebzig Pfund? Ich glaube, ich habe in meinem Leben noch nie so viel für einen Haarschnitt ausgegeben.«

»Für mich ist der Fall abgeschlossen.«

Ich hätte ihr die Wahrheit sagen können, nämlich dass in den letzten dreißig Jahren meine Mutter mir die Haare geschnitten hatte. Ein recht simpler Vorgang, bei dem eine Salatschüssel und ein Flammenwerfer zum Einsatz kamen. Oder ich hätte ihr erklären können, dass mein Vater mich immer mit zu seinem Friseur nahm, wie Väter das üblicherweise so tun, ich jedoch im Alter von zwölf, als mein Interesse an der Kriminalliteratur mein Leben zu beherrschen begann, über den Nachdruck eines alten Groschenromans namens *Die Perlenkette* gestolpert war; darin ging es um die Großstadtlegende Sweeney Todd, den teuflischen Barbier aus der Fleet Street, und von da an weigerte ich mich strikt, zum Friseur zu gehen, aus Angst, er würde mir die Kehle durchschneiden. Ich war ein sehr sensibles

Kind. Zum Glück habe ich das mit zunehmendem Alter überwunden. Ja, ich hätte ihr die Wahrheit erzählen können, entschied mich aber dagegen.

Alison fragte: »Also, was hat er gesagt?«

»Tentakel.«

»Geht's vielleicht etwas ausführlicher ...?«

»Dr. Yeschenkov; seine Tentakel reichen offenbar überallhin, vor allem bis in die Kreise der Polizei, weshalb diese im Fall der schönen Arabella mit ihm unter einer Decke steckt. Die Polizei geht ebenfalls davon aus, dass sie durchgebrannt ist. Sie sagen, ihre Kreditkarte wurde an einem Bankautomaten in Dublin benutzt, eine Woche nachdem sie aus dem Hotel auscheckte.«

»Sie hätte gestohlen worden sein können.«

»Das habe ich auch gesagt. Offensichtlich hat die Polizei Augustine einbestellt und ihm die Videoaufzeichnung der Kamera über dem Bankautomaten gezeigt. Man sieht darauf, wie sie ihr Geld entnimmt.«

»Was hat er dazu gesagt?«

»Er hat gesagt, die Frau schaut aus wie Arabella, ist es aber nicht.«

»Aber er hat Arabella doch noch gar nicht in ihrem neuen Look gesehen.«

»Genau. Trotzdem ist er überzeugt.«

»Also fordert ihn die Polizei auf, sie nicht weiter zu nerven.«

»Richtig. Er hat sich an die Zeitungen gewandt, die aber nicht interessiert waren. Woraufhin er rasend und stockbetrunken in die Klinik stürmte in der Hoffnung, dadurch würde die Presse aufmerksam, aber das brachte ihm nur

eine Nacht in der Ausnüchterungszelle ein. Er ging dazu über, sich vor der Klinik zu postieren und jeden anzubrüllen, der durch die Pforte trat. Die Klinik erwirkte ein Unterlassungsurteil, und das Gericht untersagte ihm, der Klinik näher als fünfhundert Meter zu kommen. Woraufhin er sich mit einem Megafon in fünfhundert Metern Entfernung aufbaute. Außerdem hat er sie mit Telefonanrufen und E-Mails bombardiert, er hat Kohlelieferungen für sie bestellt, Pizzas, Zauberflüche und allen möglichen anderen Mist und ist ihnen ganz allgemein ziemlich auf die Nerven gegangen.«

»Und alles, was er will, ist, dass Dr. Yes sich dazu bekennt, seine Frau ermordet zu haben?«

»Das ist alles.«

»Aber er hat keinerlei schlüssigen Beweise dafür.«

»Er hat ihre Krankenakte eingesehen. Er weiß mit Sicherheit, dass sie allergisch gegen Penizillin war, aber merkwürdigerweise taucht das nicht in ihrer Einwilligungserklärung auf.«

»Und was sagen die dazu?«

»Die sagen, es steht auf dem Original, die Kopien sind nur schlecht; sie haben es korrigiert und ihm bessere Kopien geschickt.«

»Und er geht von einer Verschwörung aus.«

»Offensichtlich.«

Alison nahm einen Schluck Kaffee. Etwas davon rann seitlich an ihrem Mundwinkel herab und blieb an ihrem Doppelkinn hängen. Sie bemerkte, dass ich den Tropfen anstarrte, und wischte ihn ab. Ich starrte auf ihre Hand. Sie verdrehte die Augen, trotzdem nahm sie eine der Ser-

vietten, die beim Kauf eines Kaffees inbegriffen sind, und wischte sich damit über den Handrücken. Ich nickte zustimmend. Sie zerknüllte die Serviette und warf sie über ihre Schulter.

»Deswegen hat er noch lange nicht unrecht«, sagte sie.
»Wir sollten die enge Bindung zwischen einem Mann und seiner Frau nicht unterschätzen und das damit einhergehende intuitive Wissen.«

»Möglicherweise redest du aber auch hochgestochenen Blödsinn.«

»Ich will damit nur sagen, dass Augustine vermutlich derjenige Mensch auf der Welt ist, der sie am allerbesten kennt. Der letzte Telefonanruf war so voller Liebe ...«

»Seinen Aussagen zufolge.«

»... und es gab keinen Hinweis darauf, dass sie unglücklich war oder eine Flucht plante. Sie muss voller Vorfreude gewesen sein, weil die große Enthüllung bevorstand. Warum sollte sie da plötzlich verschwinden?«

»Es spielt keine Rolle, *warum*. Es gibt keine Beweise, dass an der Sache irgendwas faul ist, hingegen gibt es einen Beweis, dass sie lebt, dass es ihr gut geht und sie ihr Geld ausgibt. Sie ist nach Dublin gefahren, und vermutlich hat sie von dort aus irgendeinen Flug genommen. Augustine Wogan ist ein alkoholsüchtiger, paranoider Versager; sie hatte die Nase voll von ihm. Wir müssen ihn jetzt nur noch dazu bringen, ein paar seiner Bücher zu signieren, um ihn dann schnellstmöglich wieder loszuwerden.«

»Du liegst falsch. Er ist verliebt, und er weiß, dass irgendwas nicht stimmt, aber niemand schenkt ihm Glauben. Seine Frau ist tot, und Dr. Yes zieht die Fäden, um seine



Colin Bateman

Vollnarkose

Killer, Chirurgen und verdammt scharfe Schwestern -
Kriminalroman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43650-3

Heyne

Erscheinungstermin: März 2013

Sag niemals Nein zu Dr. Yes!

Eine schief operierte Nase geht vielleicht noch als Kunstfehler durch. Aber dass in Dr. Yeschenkovs Schönheitsklinik ganze Patienten verschwinden, geht zu weit. Das findet zumindest der namenlose Besitzer der Krimibuchhandlung »Kein Alibi« und beginnt zu ermitteln. Noch ahnt er nicht, dass er damit seinen Kollegen, seine Freundin, deren ungeborenes Baby und – noch viel schlimmer! – sich selbst in Gefahr bringt.